

Ist die Möglichkeit des „Missverstehens“ im lebensweltlichen Sprechen ein philosophisches Problem?

Jan Müller (Stuttgart)

I

Die Rede vom ‚verstehen‘ hat ihren eigentlichen Ort in menschlichen Gesprächen¹. Sofern wir eine Sprache zu sprechen gelernt haben, wissen wir – noch vor allem Philosophieren – zu unterscheiden, ob wir *jemanden* verstanden zu haben glauben, oder ob wir, *was* jemand *gesagt hat*, verstanden haben, wenn er oder sie uns etwas mitteilt (das ist die Grammatik des Ausdrucks *mitteilen*: *jemand* teilt *jemandem etwas* unter Verwendung von *Mitteln* mit). Und wir sagen dann, wir hätten ihn oder sie verstanden, wenn wir nicht nur das Gesagte (den ‚Inhalt‘, die Proposition *p*), sondern auch die bestimmte Art und Weise, in der uns *Jemand* etwas mitteilt, richtig aufgefasst haben, und das heißt *zunächst*: wenn unsere Auffassung unwidersprochen bleibt. In metaphorischer Annäherung: wir haben verstanden, wenn wir sagen können, dass wir das, was uns jemand mitgeteilt hat, *miteinander teilen*². Wir beurteilen unser Miteinander-Sprechen dann unter Verwendung des Ausdrucks ‚verstehen‘, wenn wir, was und wie mitgeteilt wurde, ‚gemeinsam haben‘.

Dass wir über unser Miteinander-Sprechen gelegentlich urteilen, wir hätten uns *missverstanden*, kann sich genau auf diese beiden Momente beziehen: wir missverstehen jemanden oder etwas (wir missverstehen *jemanden*, indem wir etwas missverstehen, oder *etwas*, indem wir jemanden missverstehen). Worauf bezieht sich dieser Einspruch? Er zeigt an, dass das, was da verstanden wurde, entweder dem, was einer hat sagen *wollen* (was er *gemeint* hat), oder den Umständen, der *Situation*, in der und auf die bezogen er es gesagt hat, irgendwie *unangemessen* sei³. Dabei können wir unterscheiden zwischen *missverstehen* und *nicht verstehen*. Wer etwas missversteht, versteht doch immerhin *etwas*. Dass wir jemanden *nicht* verstanden haben, markiert demgegenüber einen Ausnahmefall, der unter Bedingungen steht: Wir *erwarten*, jemand wolle uns etwas mitteilen (er verhält sich unproblematisch so, dass wir es erwarten dürfen) – er aber redet z.B. ungrammatisch; oder aber: er *spricht* zwar erkennbar, wir aber kennen die Worte oder seinen Gebrauch der Worte nicht (wir verstehen

¹ Dass sinnvoll auch vom *Verstehen eines Artefakts* – eines Bildes, einer architektonischen Konstellation – gesprochen wird, muss als methodisch nachgeordnete metaphorische Rede verstanden werden. Allgemein verstehen wir menschliches Tun und seine Produkte; diese allgemeine Grammatik erläutern wir jedoch am *methodisch* ausnehmend *besonderen Tun des Sprechens*.

² Diese metaphorische Ausdeutung borge ich aus Josef Königs begrifflicher Formreflexion unseres Sprechens; vgl. König 1958a, 519f. – Zur Tilgung der Bringschuld siehe unten, Abschn. IV.

³ Hierhin gehörte der Fall, in dem wir urteilen: Wir hätten ‚uns selbst missverstanden‘: An dem, was wir gesagt *haben*, kann uns auffallen, dass es – in der gegebenen Situation – nicht das war (nicht das sein *muss*), was wir hätten sagen *wollen* (*meinten*).

ihn nicht – wovon er spricht, ‚worauf er hinauswill‘). Und dass wir nicht verstehen, artikuliert sich, wenn wir als Grund unseres Nichtverstehens bloße Unkenntnis unsererseits ausgeschlossen haben, darin, dass wir das Gesagte mit Bezug auf Allgemeines als *unverständlich* beurteilen: ‚So sprechen wir (üblicherweise) nicht‘; ‚so kann man (normalerweise) nicht sprechen‘⁴.

Spiegelbildlich dazu beurteilen wir zwar mitunter auch die Reaktionen derjenigen, denen wir etwas mitteilen wollten, so, dass wir sagen: Sie hätten uns ‚nicht verstanden‘ – das hätten wir ‚nicht gemeint‘, oder so ‚lasse sich das, was wir sagten, nicht verstehen‘. Wir geben dann (im Eifer diskursiver Gefechte) der Neigung nach, ein Missverstehen als *Nicht-Verstehen* zu klassifizieren: Denn offenbar *ist* in diesen Fällen ja bereits *etwas als etwas* verstanden worden (darauf beziehen sich die Demonstrativpronomina der Gegenrede). Es scheint also ‚schief‘, solchem Verstehen zu entgegnen: ‚so reden wir nicht, so kann man nicht reden‘ – denn augenscheinlich *können* wir so reden (und verstehen), insofern wir so verstanden *haben*. – Ich will zunächst einem typischen Argument nachgehen, dass dieser Neigung, das Miss- als *Nichtverstehen* und zugleich als Erscheinung von geringem philosophischem Interesse zu klassifizieren, nachgibt. Nachfolgend wird eine Perspektive skizziert, die – da man, was gesagt wurde, so *versteht* – fragt, welche Konsequenzen sich aus dem Umstand ergäben, wenn man es auf bestimmte Weise und unter bestimmten Bedingungen so verstehen *könnte* und *können müsste*.

II

Verstehen ist kein Handeln, sondern ein Widerfahrnis an einem Handeln: Es stellt sich ein, wenn Bedingungen erfüllt sind⁵. Diese Formulierung der Sache kann auf zwei Sprachebenen angesiedelt werden: Es lässt sich fragen nach einem faktischen Verstehen und seinen faktischen Bedingungen einer-, und nach den prinzipiellen (begrifflichen) Möglichkeitsbedingungen des Verstehens andererseits. Der erste Fragemodus lässt sich als ‚lebensweltlich‘ bezeichnen. Damit ist gesagt: wir fragen alltäglich (‚vor allem Philosophieren‘) auf diese Weise nach, wenn sich im Miteinander-Sprechen ein

⁴ Die Ausdrücke „man“ und „wir“ sind hier noch ganz unschuldig verwendet; es wäre vorschnell, sie als Anzeichen eines (konventionellen) Regelsystems oder einer (faktisch) übereinstimmenden Sprachgemeinschaft erklären zu wollen; s.o. Abschn. IV. Sie fungieren – vorgreifend – als *generische* Anzeige typischer Gebrauchsformen.

⁵ Hier treffen sich die „kontinentalen“ und die „angelsächsischen“ Stränge der Sprachphilosophie in der Kritik am überkommenen Intentionalismus subjektphilosophischer Provenienz: „Wenn man einen Sinn erfasst, handelt es sich [...] offenbar nicht um einen Bewusstseinsakt, sondern um eine Art von Fähigkeit“ (Dummett 1987, 83). Bei Gadamer heißt es, das Verstehen sei „nicht so sehr eine Methode [...] *als ein Geschehen*“ (Gadamer 1960, 293); und die gemeinsame Frage ist, welche Bedingungen erfüllt sein müssen (als erfüllt gedacht werden müssen), um zu erklären, wie das Verstehen sich als Folge der Aktualisierung einer Fähigkeit ereignen kann.

Missverstehen *ereignet hat*. Es ist, wenn es zu dieser reflexiven Thematisierung kommt, also schon gesprochen *worden*; und dass wir uns dabei nicht recht verstanden haben, artikulieren wir in höherstufiger Thematisierung des Sprechens. Der zweite Fragemodus fungiert logisch höherstufig und metasprachlich. Er fragt, was es heißt, überhaupt etwas sagen und verstehen zu können. Das Ziel solcher Fragen ist Aufschluss über die *Form* des Mitteilens und der verstehenden Teilhabe am Mitgeteilten in ‚menschlicher Kommunikation‘. – Ich möchte vermuten, dass weite Teile der gegenwärtigen Sprachphilosophie *mutatis mutandis* solchen Aufschluss durch einen bestimmten Typus von Argumentation zu erlangen suchen. In ihm hat der Blick auf unsere wirklichen, alltäglichen Missverständnisse eine heuristische Funktion. Unser faktisches Missverstehen soll festzustellen helfen, wo und wie die Möglichkeitsbedingungen gelungener Teilhabe am Mitgeteilten in der betrachteten Situation unerfüllt sind. Hinter diesem Vorgehen steht das Modell, Sprechen als „eine (höchst komplexe) Form regelgeleiteten Verhaltens“ aufzufassen (Searle 1969, 24), den Zusammenhang von Sprechen und Verstehen mithin als eine „Praktik [...], die von anderen Menschen gelernt wird und durch Regeln konstituiert ist, die man sozialem Brauch entsprechend befolgt“ (Dummett 1986, 272). Sinnvolles Sprechen und Verstehen des Gesprochenen werden dann erläutert durch das Verfügen über eine implizite „Bedeutungstheorie“ über eine rekursiv definierte Menge von Ausdrücken seitens der Sprecher und Hörer⁶. – Die methodische Einstellung solcher Beschreibungen ist, mit einer Unterscheidung von Friedrich Kambartel, an der (wissenschaftlichen) Norm der „Exaktheit“ orientiert; sie zielt auf die Herstellung von Bedeutungsinvarianzen der gebrauchten sprachlichen Mittel und die Etablierung schematischer Kontrollen mittels formaler Anwendungsregeln ab⁷. Entsprechend möchte etwa Searle den Zusammenhang zwischen dem, was jemand *meint*, wenn er spricht, und dem, was er *tut*, wenn er es sagt, als einen „analytischen“ entwickeln⁸; und er lässt seine Überlegungen entsprechend anheben mit der Formulierung seines „Prinzips der Ausdrückbarkeit“, das die Form einer allquantifizierten Gesetzesaussage hat: „Für jede Bedeutung X und jeden Sprecher S ist, wann immer S X meint [...], ein Ausdruck E möglich derart, dass E ein exakter Ausdruck oder eine exakte Formulierung von X ist“ (Searle 1969, 35). Unser wirkliches Sprechen wird nach dieser Vorgabe als Fall oder Instanz (*token*) eines abstraktiv gewonnenen Schemas (*type*) der Verwendung von Sprachmitteln thematisiert. Es kann „dann so scheinen, als sei, was man in einer bestimmten Situation sagt oder versteht, seinem Wesen nach in jeder beliebigen

⁶ Vgl. Dummett (1975), 3.

⁷ Vgl. Kambartel 2000, 79-82.

⁸ Vgl. Searle 1969, 37.

Situation wiederholbar“ (Rödl 2002, 129), als sei also die Bedeutung der Mittel des Sprechens *in dem Sinn* allgemein, dass ihre situative ‚Anwendung‘ oder ‚Aktualisierung‘ dem für die Bedeutung des Gesagten konstitutiven Schema logisch nachgeordnet ist, und umgekehrt: als sei die Bedeutung des Gesagten seinem situativen Verstandenwerden logisch vorgeordnet.

Diese Modellierung trägt der Einsicht Rechnung, dass man eine Sprache nicht allein spricht, und dass (in einem trivialen Sinn) die Sprache ihrem Gesprochenwerden ‚vorhergeht‘. Im Übergang von der Reflexion wirklichen Sprechens, an der Austin hervorhob, dass „die Komplexität der Situation [...] in kein gängiges Schema passt“ (Austin 1962, 57) – und dass folglich die „phänomenologische“ Reflexion auf die Mannigfaltigkeit wirklicher, alltäglicher Reden „das erste Wort“, der unhintergehbare Anfang sprachphilosophischer Selbstverständigung sein müsse⁹ – hin zur abstraktiven Formalisierung von Sprechakten ereignet sich allerdings, wie man sagen könnte, eine „Szientifizierung“ der Reflexion auf unser Sprechen¹⁰. Das zeigt sich daran, wie das Missverstehen thematisch wird. Es taucht typischerweise¹¹ an zwei Stellen auf: Einerseits wird an ihm das „Verunglücken“ oder der „Missbrauch“ eines Sprechens exemplifiziert (wenn etwa ein Sprecher sich gegen die „Regeln“ gelungenen Sprechens „versündigt“, durch Unkenntnis der situativ hinreichenden Bedingungen sein Sprechhandeln „verpatzt“ oder auf spaßhafte, theatralische, ironische oder sonst wie unernst, „parasitäre“ Weise Schindluder mit den üblichen Formen des Sprechens treibt¹²). Austin macht ziemlich deutlich, dass in solchen Fällen in strengem Sinn gar nicht von einem Missverstehen gesprochen werden könne – denn die fragliche typologisch bestimmte Sprachhandlung komme gar nicht erst zustande¹³; das, was z.B. wie ein Versprechen ‚aussah‘, *war* („in Wirklichkeit“) kein Versprechen. Wer es dennoch so auffasst und nicht böswillig getäuscht wurde, *miss*verstehet nicht, sondern er zeigt, dass er wesentlich *nicht* versteht, was es heißt, ein Versprechen zu geben. Das fragliche Reden war *regelwidrig* – es *kann* nicht verstanden werden. – Andererseits treten Missverständnisse in faktisch unterbestimmten Situationen auf, sodass die Rolle, die eine Äußerung spielen sollte, faktisch missverständlich (weil uneindeutig) wird¹⁴. Searle verstärkt diese Überlegungen: Die Bedeutung einer Rede (eines Satzes) sei, recht betrachtet, stets kontextrelativ; die sprachliche „Repräsentation“ eines Sachverhalts finde „normalerweise vor einem Hintergrund von

⁹ Vgl. Austin 1956, 182 u. 185.

¹⁰ Vgl. Kambartel 1991, 135; vgl. weiter neben den Hinweisen bei Rödl (2002), 129 (Anm. 5) auch Demmerling 2002, 99ff.

¹¹ Dahinter steht freilich die Vermutung, dass das nicht beiläufig ist, sondern dass in der skizzierten Perspektive das Missverstehen nur auf genau diese zwei Weisen in den Blick kommen *kann*.

¹² Vgl. Austin 1962, 37ff.

¹³ Vgl. Austin 1962, 40.

¹⁴ Vgl. Austin 1962, 53.

Annahmen statt, die sich meistens nicht ebenfalls vollständig als Teil oder Präsupposition der Repräsentation repräsentieren lassen“ (Searle 1978, 153). Das dürfe aber nicht zu dem Schluss verleiten, es ließe sich nicht exakt zwischen (kontextbestimmt) regelgemäßem und regelwidrigem Sprechen unterscheiden¹⁵. Ein Hörer kann, so meint Searle, eine Rede wohl faktisch missverstehen, wenn er die „Hintergrundannahmen“ des Sprechers nicht ausreichend gut kennt – ein faktisches Defizit, das zu beheben wäre; ein Sprecher dagegen, der seinen Hintergrundannahmen (seinem „Weltwissen“) unentsprechend spricht, spricht regelwidrig (und also, *sensu strictu*: *spricht* nicht).

III

Das Missverstehen einer Rede im Miteinander-Sprechen ist nach der (typisiert) umrissenen Auffassung *kein* philosophisches Problem. Es ist entweder nachgeordneter Effekt eines *Regelbruchs* und insofern Anzeichen eines Ausnahme- oder Störfalls des alltäglichen Sprechens; oder es entspringt bloß faktischen Mängeln (z.B. fehlendem Wissen dessen, der etwas unzureichend ‚interpretiert‘, und also: *miss*-versteht). Searle folgert (in auf die Sprecherposition fokussierender Diktion), „dass Fälle, in denen der Sprecher nicht genau sagt, was er meint [...], für die sprachliche Kommunikation theoretisch unwichtig sind“ (Searle 1969, 36)¹⁶. Michael Dummett formuliert das so: Die Bedeutungstheorie brauche „den Begriff des Verstehens nicht zu *verwenden*, es genügt, wenn die Theorie [...] kennzeichnet, *was* der Sprecher wissen muss, um die Sprache zu verstehen“ (Dummett 1983, 155)¹⁷. Dass ein Sprecher *de facto* nicht hinreichend ‚viel wissen‘ könnte, hat auf die begriffliche Formulierung von notwendigen und hinreichenden Möglichkeitsbedingungen keinen Einfluss. – Das *Ideal*, an dem sich diese Beschreibung orientiert, ist das eines restlos ‚transparenten‘ Sprechens. Dass unser wirkliches Reden diesem Ideal nicht genügt (wir missverstehen uns gelegentlich), stellt dabei ein bloß faktisches Defizit dar. *Methodisch* freilich präsupponiert schon die Formulierung dieses Defizits *als eines Defizits* den Anfang bei *unmissverständlichen* Formen des Sprechens. Sie finden sich (idealiter) in den Fachwissenschaftssprachen; deren *Zweck* ist es, auf dem Weg expliziter

¹⁵ Vgl. Searle 1978, 157.

¹⁶ Er folgt hier Austin – allerdings ohne dessen Hinweis, dass es „in der Praxis vorteilhaft ist, [...] eine Terminologie zur Hand zu haben, um sie [diese Sonderfälle, JM] darin unterzubringen“ (Austin 1962, 45). – Darin kann eine Differenz im Modus des Philosophierens gesehen werden, die eine *einfache* Engführung der Konzepte Austins und Searles verbieten müsste. Es wäre eine – für die systematische Rekonstruktion der Entwicklung der „sprachanalytischen“ Tradition entscheidende – Frage, ob und inwiefern Searles Bemühung einer formal exakten Reformulierung Austins sprachphänomenologischer Reflexion *methodisch* gerecht werden kann.

¹⁷ Diese Konzeption bietet immerhin den Vorteil, die ‚intentionalistische Schlagseite‘, die in Searles Konzeption prävaliert, zu vermeiden, indem sie die (analytische) Unterscheidung von Sprecher- und Hörerposition am Vollzug des Sprechens selbst vornimmt.

Gebrauchsnormierung unter Angabe eindeutiger kontextinvarianter Anwendungs- und schematisch-formaler Kontrollregeln bedeutungsinvariante Vokabulare zur Formulierung situations- und personeninvarianter Aussagen zur Verfügung zu stellen. Diese normierten Sprachspiele der Fachwissenschaften können als „Hochstilisierungen“ alltäglicher oder ‚lebensweltlicher‘ Sprachpraxen¹⁸ verstanden werden, die durch den Bezug „auf Bedürfnisse gelingender Lebensbewältigung in sprachlich organisierter Kooperation“ einen „Sitz im Leben“ haben (Janich 1996, 68). Daraus ergibt sich jedoch eine bemerkenswerte Verkürzung genau dann, wenn die Ebene des ‚empraktischen‘ (K. Bühler) Vollzugs unseres (sog. ‚alltäglichen‘) Lebens, die der Rekonstruktion wissenschaftlicher (Sprach-)Praxen logisch-ontologisch vorausliegen soll (ihre ‚Basis‘, ihren ‚Grund‘ abgeben soll), selbst nur ausgehend vom methodischen Anfang *im wissenschaftlichen Sprechen* und seiner spezifischen, zweckmäßigen Form thematisch wird. Der „Szientismus“ der Sprachphilosophie hat darin seinen Grund: Dass *unser praktisches Sprechen* gleichsam nur *sub specie* der Form fachwissenschaftlicher Sprachpraxen in den Blick kommt.

In ihnen ist alles Missverstehen ein faktischer Unglücksfall, an dem (gemäß den Zwecken, zu denen so normiert gesprochen wird) derjenige Aspekt relevant ist, dass das, was gesagt wurde, *nicht* (angemessen) verstanden wurde. Und sollten sich auch solche Unglücke faktisch *immer* ereignen können: Für die Formulierung von Kriterien eines in diesem Bereich ‚gelingenden‘ Sprechens stellen sie kein Problem dar. – Sie werden aber problematisch, wenn die an einer speziellen Form des Sprechens entwickelte Modellierung als eine angemessene Beschreibung unseres Miteinander-Sprechens *überhaupt* auftreten soll. Die Rekonstruktion unseres Sprechens kann sich dann nicht nur nicht faktisch, sondern *begrifflich* nicht auf das – im Zweck der das Modell anleitenden Sprachpraxis verankerte – prinzipielle und nur faktisch trübbare Verstehen, den methodischen Anfang beim Ideal eindeutiger Rede, berufen. Wenn Austin dagegen bemerkt, die Möglichkeit des Scheiterns sei „eine Krankheit, der *alle* Handlungen ausgesetzt“ seien (Austin 1962, 41), dann zwingt das mit Jacques Derrida¹⁹ zu der Frage, „welche Konsequenzen sich aus der Tatsache ergeben, dass ein Mögliches – ein mögliches Risiko – *immer* möglich und gewissermaßen eine notwendige Möglichkeit ist. Und

¹⁸ Vgl. Janich 1996, 53-72. – Die Unterscheidung von „Wissenschaft“ und „Lebenswelt“ ist eine reflexionsbegriffliche Unterscheidung an menschlichen Praxen, die *im wissenschaftlichen Sprechen* vorgenommen wird: „Spezifisch für die Auszeichnung einer Praxis als ‚Wissenschaft‘ ist, daß ihr praxisleitendes Interesse [...] in der *theoretischen Stützung anderer Praxen* besteht“ (Hartmann/Janich 1996, 40)

¹⁹ Derrida beschränkt sich in seiner Analyse auf Austins Überlegungen zum Sprechhandeln. – Ich vermute allerdings, dass seine Kritik dem formalistischen Ansatz Searles angemessener ist als dem tentativ-phänomenologischen Vorgehen Austins (der immerhin die „Vorläufigkeit“ seiner Beschreibungen verschiedentlich betont; vgl. etwa Austin (1962), 152). Das ändert freilich nichts an der systematischen Stoßrichtung seiner Überlegung, die sich auf eine *typische* Form des Philosophierens beziehen – gleich, wie treffend die typologische Sortierung individueller Konzepte im Einzelfall ist.

ob, erkennt man einmal die notwendige Möglichkeit des Misslingens an, dieses noch ein Zufall ist“ (Derrida 1972, 36). Derridas argumentiert so: Wenn man das wirkliche, situative Sprechen begreifen wolle als ‚Aktualisierung‘ einer allgemeineren, generischen Gebrauchsform (eines ‚Schemas‘), das als Mittel zur Realisierung eines bestimmten, singulären Zwecks – der Mitteilung von Etwas – dient, dann bestehe *begrifflich* eine Kluft zwischen der Allgemeinheit des Mittels und der situativen Bestimmtheit des subjektiven Zwecks. Die begriffliche Struktur des Mittels, derzufolge es – wiewohl sich freilich zu gewissen Beschreibungszwecken Formen ‚üblichen‘, bekannten Gebrauchs auszeichnen lassen – notwendig auch Mittel zu (potentiell unendlich vielen) anderen Zwecken sein können muss, erlaube es nicht nur nicht, alle von ‚Normalfällen‘ abweichenden Verwendungen als ‚misslungen‘ oder alle Fälle, in denen das Sprechend Getane als Mittel zu einem anderen als dem vorgetzten Zweck fungierte, umstandslos als ‚Scheitern‘ auszuzeichnen. Sie zeige vielmehr umgekehrt, dass sich erst relativ zu solchen Fällen unüblichen Gebrauchs überhaupt Kriterien dafür angeben lassen, welche Gebrauchsformen sich unter welchen Hinsichten pragmatisch als ‚Normalfälle‘, und welche Fälle sich situativ als ‚relativ missglückt‘ ansprechen lassen²⁰. Die Möglichkeit der Verwendung sprachlicher Mittel zu a-normalen Zwecken – und mithin die Möglichkeit derart relativen Scheiterns – folgt aus der Allgemeinheit der Mittel, die in ihrer situativen Verwendung nicht aufgehen. Sie sind, mit Derridas Worten, Anzeige „einer allgemeinen Iterabilität – ohne die es nicht einmal einen ‚gelungenen‘ Performativ gäbe“ (Derrida 1972, 39).

Austins – und noch ungleich stärker Searles – Bemühen, abstraktiv eine paradigmatische Form ‚normaler‘ Verwendung auszuzeichnen, dergegenüber unübliche und darum missverständliche Gebräuche als bloß faktische „Patzer“ beiseitegelassen werden könnten, verdankt sich, meint Derrida, einer auf die Sprecher fokussierenden verkürzten Modellierung unseres Miteinander-Sprechens. Methodisch primär hinge die Bedeutung einer Mitteilung dann von der dem wirklichen Sprechen vorgängigen Intention des Sprechers ab. – Derrida interpretiert dies (etwas holzschnittartig) als Nachwirkung einer bewusstseinsphilosophischen Prämisse²¹. Es dürfte angemessener sein, darin den Versuch zu sehen, skeptizistischen Ausdeutungen vorzubeugen: Wenn notwendig möglich ist, dass das, was einer zu sagen intendiert, derart scheitert, dass es immer auch anders verstanden werden kann, dann droht einerseits ein Regress missverständlicher Wechselreden, und andererseits scheint die

²⁰ Vgl. Hubig 2002, 18. – Ich komme unten, Abschn. IV, auf diese Figur zurück.

²¹ Vgl. Derrida 1972, 41 u. ders. 1967, 48. – Wenigstens bezogen auf Searle ist seine Vermutung indes ganz richtig, bedenkt man Searles (in ders. 1978, 158f. explizit vorbereiteten) späteren Versuch, seiner Theorie des Sprachhandelns ein allgemeines Fundament in „tieferliegenden Formen der Intentionalität“ zu geben (vgl. Searle 1983, v.a. 208ff.).

Möglichkeit preisgegeben, überhaupt davon zu sprechen, einer habe, was er sagte, so-und-so *gemeint* (sodass beinahe ratsam scheinen könnte, sich der Erscheinung unseres Miteinander-Sprechens nur auf der Ebene der bloßen Beschreibung eines zuvor klassifizierten ‚Sprach-Verhaltens‘ zu nähern). Solche Konsequenzen sollen ausgeschlossen werden, indem mit der dem Sprechen vorgängigen Intention des Sprechers gleichsam eine Instanz hypostasiert wird, in deren unbezweifelbarer Würde ein Kriterium zur Unterscheidung ‚richtiger‘ und ‚falscher‘ Auffassungen des Gesagten gegeben ist²². Derrida lehnt beide Alternativen explizit ab²³: „Die Kategorie der Intention wird [...] nicht verschwinden, sie wird ihren Platz haben, wird aber von diesem Platz aus nicht mehr die ganze Szene und das ganze System der Äußerungen steuern können“ (Derrida 1972, 40).

IV

Der Ausdruck ‚Missverstehen‘ tauchte eingangs in retrospektiven, reflexiven Bezugnahmen auf ein Miteinander-Gesprochenhaben auf, in denen höherstufig über das gemeinsame Reden geurteilt wird: ‚Das hast Du missverstanden – ich habe es anders *gemeint*‘, oder aber: ‚Das hast Du missverständlich gesagt – was Du gesagt hast, passte nicht (nicht *eindeutig*) zu dem, wovon Du jetzt sagst, Du habest es (eigentlich) *gemeint*‘. – Welchen „Platz“ hat dabei die Rede von ‚Intention‘? Sie fungiert als Anzeige einer Instanz, bezüglich derer bestimmte Auffassungen des im Miteinander-Sprechen Gesagten als unangemessen beurteilbar sein sollen. Der, der spricht, ist *zugespant* auf das, was zu sagen ist; er *meint*, was er sagt. Nun ist deutlich, dass der Ausdruck ‚meinen‘ nicht als echtes Tatprädikat verwendet werden kann. Wir meinen, „ohne notwendigerweise auch nur daran zu denken“; also gibt es, so Wittgenstein, „nichts Verkehrteres, als Meinen eine geistige Tätigkeit [zu] nennen“ (Wittgenstein 1952, § 693). Im Mitteilen, in ‚meinender Rede‘, ist das Meinen kein vom Sprechen unterschiedenes Tun; es ist ein *Aspekt* des Tuns, der verdeutlicht, dass in der Beschreibung des Tuns vom dem, der da tut, nicht abgesehen werden kann. „*Ich bin*“, wenn ich meine „*einer*, der dies meint. *Ich lebe dann in dieser Meinung*“ (König 1958a, 436).

²² Folgerichtig spricht Austin – in kalkulierter Doppeldeutigkeit – vom Vorrang der *grammatischen* „ersten Person“, der sich aus dem Status ergebe, der dem Handelnden als *Person* zuzusprechen sei (vgl. Austin 1962, 80). Das ist nicht einfach ‚unsauber gedacht‘ (Austin das zu unterstellen hieße, seine Überlegungen einseitig als (noch ungenaue) Vorarbeiten zu Formalisierungsversuchen wie etwa demjenigen Searles verstehen); es ist ein Hinweis darauf, dass Austin die *normativ-praktischen* Implikationen seiner mit Gründen als rein deskriptiv gelesenen Analyse präsent, wenn auch nicht hinreichend problematisch waren.

²³ Freilich wird ihm die erste Schlussfolgerung in Gestalt des ‚klassischen‘ Relativismus-Vorwurfs immer wieder untergeschoben – vgl. aber Derrida 1972, 41 unten.

Daraus folgt umgekehrt nicht, dass, wer meint, auch *weiß*, dass er dies meint²⁴. Das Meinen ist im Vollzug des Sprechens *unmittelbar*. Es folgt nur, dass, wenn sinnvoll gesagt werden können soll, jemand *meine*, er um sein Meinen *wissen können muss*. Die logischen Grammatik des Ausdrucks ‚Meinen‘ entspricht darin der des ‚Wahrnehmens‘. „[W]enn es wahr ist, daß ein Wesen etwas wahrnimmt“, dann, so Josef König, sei „auch wahr ist, daß es meint, daß es wahrnimmt; oder daß es denkt, was es wahrnimmt. Aber dieses Denken ist *noch nicht* ein Denken, daß ...“ (ein propositionales Denken) (König 1958a, 438, Hervorh. JM). – Entscheidend ist die Ausdeutung des *noch nicht*²⁵; denn es legt nahe, dass das, was ich meinte, einen Einspruch gegen die Weise, wie einer mein Sprechen aufgefasst hat, deshalb stützen könnte, weil mein Etwas-Meinen dem Sagen irgendwie vorhergegangen sein könnte – dass es ‚das Erste‘ und darum ‚ursprünglicher‘ sein könnte als jenes, das dann missverstanden wurde. Und in einer bestimmten Weise trifft das, wie Josef König in seiner exemplarischen Erörterung der Grammatik mentaler Prädikate (denken, meinen, wahrnehmen) zeigt, zu. Um jemandem etwas mitteilen zu können, muss man schon ‚haben‘, was da ‚mitgeteilt‘ wird²⁶. Das sprachliche Mitteilen ist „*formal charakterisierbar* als etwas, von dem gilt, daß *seine Möglichkeit* ihm in der Ordnung der Zeit vorangeht“ (König 1958b, 232); und in diesem Sinn muss einer schon meinen, bevor er sein Meinen mitteilen kann. Wie fungiert dann die Rede davon, er *meine*? Das im Vollzug des Mitteilens *unmittelbare* Meinen, das seiner Mitteilung zeitlich vorausgeht²⁷, kann seiner Grammatik nach nicht einfach als existierend (als Zustand) angesprochen werden. Es ‚*ist*‘ überhaupt nur in dem Sinn, dass es sein Mitgeteiltwerden motivierte. König folgert, dass die Möglichkeit des Mitteilens damit „nun *ihrerseits* die in der Ordnung der Zeit vorauslaufende Möglichkeit dessen ist, daß wir uns dessen *bewußt werden*“ können, *dass* und was wir meinen (König 1958b, 232). Dass wir etwas meinen, können wir selbst nur wissen gleichsam an den Mitteln, uns sprachlich – mitteilend – miteinander zu verständigen. Dass das ‚Meinen‘ als *unmittelbar* anzusprechen ist, macht nur genau insofern Sinn, als es sich in höherstufiger Rede über das Sprechen als etwas zeigt, das, gleichsam ‚bevor‘ es mitgeteilt wurde, uns unmittelbar präsent *gewesen* sein muss. *Dass* das aber so gewesen sein muss, kann nur von der Mitteilung, von der *propositionalen Form* her gesagt werden. In ihr artikuliert *sich* das unmittelbare Etwas-Meinen, indem es durch die sprachliche

²⁴ Insofern ist die partizipiale Formulierung vom „Überzeugt-sein“ irreführend, weil sie den ‚Zustand‘ des meinend-Seins als Produkt einer Tätigkeit (‚überzeugen‘) artikuliert, die grammatisch ohne die Rede von ‚geistigen Tätigkeiten‘ nicht erläuterbar ist.

²⁵ Es wäre jedenfalls vorschnell, die fragliche Problemlage durch die terminologische Rede von ‚propositionalen Einstellungen‘ beruhigen zu wollen; vgl. oben, Anm. 24.

²⁶ Vgl. König 1958b, 231.

²⁷ Sodass, wie Wittgenstein gelegentlich bemerkt, die Mitteilung in erster metaphorischer Annäherung als eine „Reaktion“ dieses Unmittelbaren erscheinen kann; vgl. Wittgenstein 1952, § 343.

Form vermittelt als *bestimmtes* Etwas-Meinen artikuliert *wird*²⁸. Diese Vermittlung in der Form der sprachlichen Mitteilung ermöglicht es allererst, zu wissen, *dass* und *was* da gemeint worden ist. Friedrich Kambartel formuliert das so: „Was wir mit dem von uns Gesagten meinen, *stellen* wir ein Stück weit *selbst erst fest*, wenn wir auf Verständnisfragen antworten, gemeinsam mit anderen an einer Deutung unserer Sätze arbeiten oder schließlich in der von solchen Deutungen angeleiteten Praxis unsere Übereinstimmung oder ihr Ausbleiben sehen“ (Kambartel 1991, 127). Das Meinen ist nicht ein *Zustand*²⁹, sondern das Produkt einer *Arbeit* an den Mitteln des Sprechens; von ihm gilt, „daß unser Es-jemandem-*Mitteilen* die Möglichkeit ist dessen, daß es für uns in eben dem Augenblicke wird, indem wir es mitteilen; und daß es auch später überhaupt nur in *dem* Sinne für uns *ist*, daß wir es – diskontinuierlich – je und je – nämlich dadurch, daß wir es *sagen*, zu einem, das für uns ist, *machen können*“ (König 1958b, 232f.).

Kambartels Umschreibung fasst die Problemlage gleichwohl zu schwach. Denn dass einer etwas meint, heißt zugleich, dass er der Meinung ist, das, was er meine, *sei der Fall*, mithin die mitteilende Artikulation seines Meinen *sei wahr*. „Daß meine Meinung wahr ist, ist keine Meta-Meinung über diese Meinung“ (Rödl 1998, 68); es definiert das Sprechen als *meinendes*, dass ich mich *praktisch* so zu ihm verhalte, dass mir, was ich meine, *im Vollzug unmittelbar gewiss* ist. Dass ich es nun „je und je“ erst „in Besitz nehme“, bleibt gebunden daran, „daß dieses – metaphorisch – als ein Mitteilen hingebildete Mitteilen es soz. fertig bringt, etwas mit jemandem so zu teilen, daß der Mitteilende das, was er mitteilt, dem Partner ganz und ungeteilt übergibt und zugleich eben dies auch ganz und ungeteilt behält“ (König 1958a, 520); dass, mit anderen Worten³⁰, die Identität des Referenten einerseits dadurch *gebildet* wird, dass die Mitteilung die Referenz auf ihn *herstellt*, und zugleich die Referenz dadurch bestimmt wird, dass sie die über das gemeinsame Tun vermittelte Bezugnahme auf *diesen so bestimmten Referenten* ist. Koinzidieren diese Perspektiven, dann ereignet sich unmittelbar ein ‚Verstehen‘. – Eine solche ‚übereinstimmende Teilhabe‘ kann indes nicht im selben Sinn gewiss sein wie die unmittelbare Gewissheit des im Vollzug des Mitteilens praktisch als wahr gesetzten Meinens³¹. Wie lässt sich dann *sagen*, dass sie sich ereignet hat? Man sagt es, indem man darüber spricht und urteilt, dass und wie man da gerade gesprochen

²⁸ Die Rede vom *artikulieren* fungiert hier in der Doppelbedeutung: ‚etwas *ausdrücken*‘ und es ‚strukturieren, gliedern‘.

²⁹ Wie sollte angesichts des metaphorischen Überschusses, den eine grammatische Erläuterung in der Entwicklung von Sprechmitteln an handgreiflichen Beispielen (‚Zustände‘ einer Maschine, eines Gases...) in Kauf nehmen müsste, die Rede von ‚Zuständen eines Geistes‘ streng erläuterbar sein?

³⁰ Die Anleihe beim deskriptiv-analytischen Sprachspiel bleibt freilich ‚schief‘; es wäre zu zeigen, wie sich in ihm das logisch-genetische *Verhältnis* von Referenz und Referenten begreifen ließe.

³¹ Am Beispiel des Wahrnehmens: „Die Selbigkeit oder Dasselbe-Sein oder das Identisch-Sein dessen, was wir da wahrnehmen, ist nicht selber und als solches wieder wahrnehmbar“ (König 1958b, 526).

hat; man „arbeitet“ und „deutet“ an dem, was man getan hat. *Was* man im Modus des Meinens *tat*, war aber *im Vollzug selbst unmittelbar*. ‚*Tun*‘ scheint, wie Wittgenstein sagt, „selbst kein Volumen der Erfahrung zu haben. Es scheint wie ein ausdehnungsloser Punkt, die Spitze einer Nadel“ (Wittgenstein 1952, § 620)³². *Gegenständlich*, d.h. *als Mittel* des Mitteilens *thematisch* wird das Sprechen genau dann, wenn die Mittel im Vollzug den unmittelbaren Zweck *nicht* realisieren³³: Wenn das Mitteilen „Gegenfragen“ motiviert oder wir die Reaktion unseres Gegenübers als „Deutung“ des Gesagten auffassen, kurz: wenn wir einander *missverstehen* und über unser Reden reden. Das Mitteilen ist die formale Möglichkeit, um unser so-Meinen zu wissen; das Missverstehen aber ist der wirkliche Anlass dieser Möglichkeit. Es ist die Möglichkeit, *dass* das Mitteilen die Möglichkeit des Wissens um unser so-Meinen ist. Heißt das, wir *müssten*, damit wir um unser Meinen wissen können, uns *missverstehen*? Nein. Wir müssen uns – damit wir sagen können, wir hätten uns verstanden – *notwendig missverstehen können* (und wohl auch schon einmal ein Missverstehen erlebt haben, damit uns die Idee von so etwas wie Verstehen hat aufgehen können). Denn wie *sagen* wir, dass wir einander *verstanden* haben? Indem wir reflexiv unser Gesprochen-Haben so beurteilen, dass sich *kein Missverstehen* ereignet hat (dass es situativ ‚nichts zu beanstanden gibt‘); dass wir in unserer „Inbesitznahme“ dessen, was wir sagten, keinen Bruch erfahren an dem, was der andere sagte. Das Ereignis des Verstehens ist ein Sonderfall des Missverstehens. Es ist *als Verstehen*, das sich ereignet hat, begrifflich thematisierbar nur vor dem Hintergrund notwendig möglichen Missverstehens; es ist *Produkt* einer Arbeit am Missverstehen, die – im glücklichsten Fall – unthematisch bleibt.

V

Missverstehen ist im Miteinander-Sprechen keine *bloße*, sondern *notwendige Möglichkeit*, wenn und insofern man sagt, dass gesprochen worden ist. Legt sich hier nicht in zwei Richtungen eine Skepsis nahe: bezogen auf die *Bedeutung* des Sprechens und bezogen auf das ‚*Selbst*‘, das sprach? Nein, wenn damit (im Sinn eines echten *Skeptizismus*) gesagt sein soll, dass die Geltung der Rede von ‚Verstehen‘ oder ‚Mitteilen‘ selbst fragwürdig würde, weil sie

³² In diesem Sinn bemerkt Hegel, das Handeln nehme seinen Anfang im „geistigen Tierreich“, dem unmittelbaren, im Vollzug reflexiven Tun; vgl. Hegel 1807, 296-298.

³³ So ist, denke ich, Derridas Hinweis auf den methodischen Vorrang der Schrift-Form vor dem Vollzug des Sprechens gemeint: Der unmittelbare Vollzug des Sprechens ist je schon vermittelt über die allgemeine Form eines differentiell bestimmten Systems von Mitteln der Mitteilung; die *Form* des Sprechens ist begreifbar nur über den *notwendig metaphorischen* Umweg der Schrift. So verstehe ich auch die Rekonstruktion bei Rödl (2002), insbes. Abschn. 5.

nur an den beunruhigenden Umstand unseres faktischen Übereinstimmens anknüpfen könne³⁴. Der Einwand besagt: Wenn ein Missverständnis notwendig möglich ist, dann droht ein Regress möglicherweise missverstandener Missverständniserklärungen; und in der Folge entzieht sich umgekehrt das, was als ‚Meinen‘ am Sagen „in Besitz genommen“ werden soll – das Selbst, auf das sich die Erläuterung „ich meine“ bezieht. Demgegenüber ist es ein bloß faktischer Glücksfall, dass wir in unserem Reden allgemein ganz gut übereinstimmen. Erklären können wir es, so Saul Kripke, aber nicht; und es hat „nichts an sich, was gewährleistet, dass es auch morgen noch geht“ (Kripke 1982, 122). – Freilich kann unsere Übereinstimmung trügerisch sein: Aber eben nur situativ (so ereignen sich Missverständnisse). Wäre sie es prinzipiell, dann ließe sich weder von einem situativen Ver- noch einem Missverstehen reden. Die Worte hätten dann keinen Sinn. Und freilich orientieren wir uns an Fällen ‚üblichen‘, ‚normalen‘ Sprechens, wenn wir sprechen oder aufzufassen versuchen. Unser „ordinary use itself“ ist, wie Stanley Cavell schreibt, „normative“ in dem Sinn, dass wir, wenn wir sprechen, situativ auf übliche Gebräuche festgelegt werden (Cavell 1958, 21). In diesem Sinn „müssen wir meinen, was wir sagen“. Das Meinen ist *intern normativ*: wir beanspruchen meinend unmittelbar etwas, und werden für das, was wir sagen, im Sinn üblicher Verwendungen *verantwortlich gemacht*³⁵. Das „Müssen“ (als ein Sollen) kann aber nicht *streng* als ein Unter-eine-Regel-Fallen verstanden werden. Dann müssten entweder Formen ‚irregulären‘ Sprechens als Regelbruch ausgeschlossen werden, oder man gäbe skeptizistisch die Unterscheidung zwischen einer einfachen *Regelmäßigkeit* und *regelgerechtem Sprechen* preis³⁶. Die modellierende Beschreibung unseres Sprechens *als regelgeleitet* dient der zu bestimmten Zwecken angemessenen Artikulation *praktisch schon getroffener Unterscheidungen*³⁷. So wird der „Normalfall [...] für das Verständnis (bzw. die Bedeutung) *unterstellt*; er trägt zu dessen Bildung (fast) nichts bei“ (Kambartel/Stekeler-Weithofer 1988, 209)³⁸. Wir orientieren uns in der Reflexion auf unser Sprechen an *der Form unseres Sprechens*. Daraus ergeben sich beunruhigende Konsequenzen nur dann, wenn dieser relatives Übereinstimmen artikulierende Bezug auf ‚uns‘ *referentiell* aufgefasst wird (ein

³⁴ „That on the whole we do is a matter of our sharing routes of interest and feeling, modes of response [etc. ...] – all the whirl of organism Wittgenstein calls ‚forms of life‘. Human speech and activity, sanity and community rests upon nothing more, but nothing less, than this. It is a vision as simple as it is difficult, and as difficult as it is (and because it is) terrifying“ (Cavell 1962, 52). – Die nachfolgende Diskussion steht in nächster Nähe zur Cavell-Lektüre Matthias Haases und verdankt ihr wesentliche Einsichten; vgl. also Haase (2007).

³⁵ „What we mean (intend) to say, like what we mean (intend) to do, is something we are responsible for“ (Cavell 1958, 32). – An der Stärkung dieser Wende zum Normativen könnte sich schließlich die ‚Rettung‘ Austins vor einer deskriptivistischen Ausdeutung festmachen; vgl. Anm. 22.

³⁶ Dann ergäbe sich, wie Robert Brandom gezeigt hat, die fatale Alternative zwischen „Regulismus“ und „Regularismus“; vgl. Brandom 1994, 56ff.

³⁷ Vgl. Kambartel/Stekeler-Weithofer 1988, 212.

³⁸ Vgl. gleichlautend auch Kambartel/Stekeler-Weithofer (2005), 46.

grammatisch notwendig mögliches Missverständnis); die Geltung dieser Beschreibung hinge dann davon ab, dass es faktisch Exemplare der Klasse ‚wir‘ gäbe, die sprachliche Mittel auf diese Art verwenden. Das aber würde eine ungrammatische ‚Werkzeugkasten-Auffassung‘ von Sprache beinhalten: „Die Sprache ist für uns nicht als Einrichtung definiert, die einen bestimmten Zweck erfüllt [...]. Der Begriff der Sprache [...] *liegt* im Begriff der Verständigung“ (Wittgenstein 1933, 190 u. 193). Sprechen ist eine *Praxis*, und ‚die Sprache‘ ist das Medium und die Form dieser Praxis³⁹. Die ‚Arbeit am Missverständnis‘ ist die Arbeit an den Mitteln des Sprechens – den generischen, ‚üblichen‘ Formen des Gebrauchs. Sie ist damit unmittelbar Arbeit an der Entwicklung dieser Praxisform: unserer „Lebensform“. Streng analog ergibt sich der Verdacht, die notwendige Möglichkeit des Missverstehens zwinge zu einer skeptizistischen Verflüchtigung des sich im Sprechen bildenden Selbst. Er träfe nur, wenn im Hinweis ‚ich habe es anders gemeint‘ der Ausdruck ‚ich‘ referentiell und / oder deskriptiv verstanden würde⁴⁰. Er fungiert aber *normativ*. Dass ich meine, ist (grammatisch) etwas, das ich *vollziehe*, wenn und indem ich spreche und dabei unmittelbar unter der Form unserer Praxis stehe. Die Frage danach, dass ich weiß, wie (auf welche Weise) ich etwas gemeint habe, als ich sprach, ist formal eine andere als die danach, was der Fall ist⁴¹; es ist die Frage danach, wie ich mich zu meinem Jemandem-etwas-Mitteilen praktisch verhalte⁴². Das Miteinander-Teilen im Mitteilen ist deshalb immer prekär. Dass es sich situativ einstellt heißt nicht, dass es sich nicht als trügerisch erweisen kann; dass wir also, indem wir meinten (überzeugt waren), uns verstanden zu haben, uns in Wirklichkeit missverstanden. Das ändert nichts daran, dass ich im Vollzug des Mitteilens *unmittelbar* „in der Meinung lebte“, das, was ich mitteilte, sei wahr; und dass ich nun diese Unmittelbarkeit meines Meinens gleichsam vermittelt beurteile: ‚Ich meinte, x sei wahr; ich habe mich aber getäuscht‘. Nur wenn die zweite Perspektive eine angemessene Artikulation auch der Vollzugsdimension wäre, würde ein Skeptizismus folgen, demgemäß alles, was ich als mein Meinen (Wahrnehmen, Wissen) innerlich „in Besitz genommen habe“, fraglich würde. Das ist aber nicht so: Im Vollzug des Mitteilens meine ich nicht, *dass* ‚ich meine, dass x‘. Ich *meine*: ‚x‘. Und wenn ich sagen muss: ‚Ich habe mich getäuscht; das, was ich gesagt habe, ist auch anders (als ich es meinte) verstehbar‘, dann ‚verliere‘ ich mich nicht, sondern ich *entwickle* und *bilde* mich, insofern ich lerne, was ich *noch gemeint haben können muss*. Ich nehme nicht

³⁹ Vgl. Haase 2007, 240: „Um das Phänomen der Sprache zu beschreiben, muss man eine Praxis beschreiben“ – und ihre *Entwicklung*, ihre *Transformation* – „und nicht eine Gruppe von Individuen, welcher Art auch immer sie sei“.

⁴⁰ Vgl. Rödl 1998, 80.

⁴¹ Es handelt sich, mit Josef König, um zwei *als Sprechen verschiedene Weisen* des Sprechens; vgl. König 1958b, § 35ff.

⁴² Denn es bestimmt diesen Jemand als Person, dass ich mich so zu ihm verhalte: s. Rödl 1998, 286.

nur das, was ich gemeint *habe*, „in Besitz“, sondern auch, was ich *habe meinen können*. (Auch die Arbeit am Selbstmissverständnis ist unmittelbar Arbeit an der Sprache.)

Ist demnach Zweifel unangemessen? Nein. Gerade *weil* wir uns notwendigerweise missverstehen können, kann die mit Bezug auf generische, „richtungsrichtige“ (P. Stekeler-Weithofer) ‚Normalfällen‘ und ‚Üblichkeiten‘ angestellte praktische Orientierung Anlass zu einer *skeptischen* Haltung sowohl gegenüber relativistischem Zweifel an der Möglichkeit der Verständigung, als auch gegenüber der Proklamation von unproblematischen Einverständnissen sein. Die Möglichkeit des Missverstehens wäre als *praktische* dann wesentlich auch eine *politische* Frage – sie beträfe die Form des Gemeinwesens; und sie dürfte auch dort ganz analog zur sprachphilosophischen Diskussion weder relativistisch noch formalistisch verkürzt bedacht werden⁴³.

⁴³ Beide Varianten dürften sich als Seiten derselben Medaille erweisen (vgl. Kambartel 1996, 178f.); und man darf vermuten, dass diese Seiten sich nicht nur *analog* zur Struktur der sprachphilosophischen Diskussion verhalten, sondern dass sie, als charakteristisch verkürzte Begriffe des Sozialen, bereits als systematische Investitionen in die fraglichen Reflexionen über Sprechen und Sprache eingegangen sind.

Literatur

- Austin, John L. (1956): A Plea for Excuses. In: Ders.: Philosophical Papers. Oxford: Clarendon 1970, S. 175-204.
- Austin, John L. (1962): Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Stuttgart: Reclam 1979.
- Brandom, Robert B. (1994): Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2000.
- Cavell, Stanley (1958): Must we mean what we say? In: Ders.: Must we mean what we say? A Book of Essays. Cambridge: Cambridge UP 1979, S. 1-43.
- Cavell, Stanley (1962): The Availability of Wittgenstein's Later Philosophy. In: Ders.: Must we mean what we say? A Book of Essays. Cambridge: Cambridge UP 1979, S. 44-72.
- Demmerling, Christoph (2002): Sinn, Bedeutung, Verstehen. Untersuchungen zu Sprachphilosophie und Hermeneutik. Paderborn: Mentis 2002.
- Derrida, Jacques (1967): Die Stimme und das Phänomen. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2003.
- Derrida, Jacques (1972): Signatur Ereignis Kontext. In: Ders.: Limited Inc. Wien: Passagen 2001, S. 15-46.
- Dummett, Michael (1975): What is a Theory of Meaning? (I). In: Ders.: The Seas of Language. Oxford: Clarendon 1993, S. 1-33.
- Dummett, Michael (1983): Ursprünge der analytischen Philosophie. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1988.
- Dummett, Michael (1986): Eine hübsche Unordnung von Epitaphen. Bemerkungen zu Davidson und Hacking. In: Picardi, Eva u. Schulte, Joachim (Hrsg.): Die Wahrheit der Interpretation. Beiträge zur Philosophie Donald Davidsons. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1995, S. 248-278.
- Gadamer, Hans Georg (1960): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen: Mohr 1960.
- Haase, Matthias (2007): Drei Formen der Ersten Person Plural. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 55 (2007), S. 225-243.
- Hartmann, Dirk / Janich, Peter (Hrsg.) (1996): Methodischer Kulturalismus. Zwischen Naturalismus und Postmoderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1996.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1807): Phänomenologie des Geistes. In: Ders.: Theorie-Werkausgabe. Hrsg. von Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel. Bd. 3. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1970.
- Hubig, Christoph (2002): Mittel. Bielefeld: Transcript 2002.
- Janich, Peter (1996): Konstruktivismus und Naturerkenntnis. Auf dem Weg zum Kulturalismus. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1996.
- Kambartel, Friedrich (1991): Versuch über das Verstehen. In: McGuinness, Brian et al. (Hrsg.): „Der Löwe spricht... und wir können ihn nicht verstehen“. Ein Symposium anlässlich des hundertsten Geburtstags von Ludwig Wittgenstein. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991, S. 121-137.
- Kambartel, Friedrich (1996): Wahrheit und Vernunft. Zur Entwicklung ihrer praktischen Grundlagen. In: Hubig, Christoph (Hrsg.): Cognitio humana – Dynamik des Wissens und der Werte. XVII. dt. Kongr. f. Phil., Leipzig, 23.-27.09.1996. Berlin: Akademie 1997, S. 175-187.

Kambartel, Friedrich (2000): Strenge und Exaktheit. Über die Methode von Wissenschaft und Philosophie. In: Lueken, Geert-Lueke (Hrsg.): Formen der Argumentation. Leipzig: UV 2000, S. 75-85.

Kambartel, Friedrich / Stekeler-Weithofer, Pirmin (1988): Ist der Gebrauch der Sprache ein durch ein Regelsystem geleitetes Handeln? - Das Rätsel der Sprache und die Versuche seiner Lösung. In: von Stechow, Arnim u. Schepping, Marie-Therese (Hrsg.): Fortschritte in der Semantik. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 99 „Grammatik und sprachliche Prozesse“ der Universität Konstanz. Weinheim: VCH, Acta Humaniora 1988, S. 201-223.

Kambartel, Friedrich / Stekeler-Weithofer, Pirmin (2005): Sprachphilosophie. Probleme und Methoden. Stuttgart: Reclam 2005.

König, Josef (1958a): Theoretische und praktische Sätze. Erörterungen aus dem Grenzgebiet von Logik, Erkenntnistheorie und Sprachphilosophie. Vollständiges Manuskript der im Sommersemester 1958 in Göttingen gehaltenen Vorlesung. In: Ders.: Der logische Unterschied theoretischer und praktischer Sätze und seine philosophische Bedeutung. Hrsg. von Friedrich Kümmel. Freiburg/München: Alber 1994, S. 247-539.

König, Josef (1958b): Probleme des Begriffs der Entwicklung. In: Ders.: Kleine Schriften. Hrsg. von Günter Dahms. Freiburg/München: Alber 1994, S. 222-244.

Kripke, Saul (1982): Wittgenstein über Regeln und Privatsprache. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1987.

Rödl, Sebastian (1998): Selbstbezug und Normativität. Paderborn: Schöningh 1998.

Rödl, Sebastian (2002): Schrift als Form menschlicher Erfahrung. In: Kern, Andrea u. Menke, Christoph (Hrsg.): Philosophie der Dekonstruktion. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2002, S. 127-142.

Searle, John R. (1969): Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1983.

Searle, John R. (1978): Wörtliche Bedeutung. In: Ders.: Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1982, S. 139-159.

Searle, John R. (1983): Intentionalität. Eine Abhandlung zur Philosophie des Geistes. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991.

Wittgenstein, Ludwig (1933): Philosophische Grammatik. Werkausgabe Bd. 4. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1984.

Wittgenstein, Ludwig (1952): Philosophische Untersuchungen. In: Ders.: Werkausgabe Bd. 1. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1984, S. 225-618.